



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Romane.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Neue Romane.

Wandlungen. Roman von Fanny Lewald. 4 Bde. Braunschweig, Vieweg. —

In der deutschen Literatur ist die Zahl der Damen gewiß ebenso groß, als bei den Franzosen oder Engländern, es hat ihnen aber nicht gelingen wollen, sich das Ansehen und den Einfluß zu verschaffen, der in Frankreich, noch weit mehr aber in England der weiblichen Feder zu Theil geworden ist. Der Grund davon scheint uns sehr nahe zu liegen. In England beschäftigen sich die Romanschriftstellerinnen durchaus mit individuellen Verhältnissen, mit Geschichten aus dem häuslichen Leben oder aus der Gesellschaft, die ihnen genau bekannt sind und in die sie häufig eine bessere Einsicht haben, als die Männer. In Deutschland dagegen kann es eine Dame selten unterlassen, den allgemeinen Weltverkehr, die politischen und religiösen Streitigkeiten, die höchsten Gedanken der Schöpfung und dergl. vor ihr Forum zu ziehen; und zwar geschieht das bei uns nicht wie in Frankreich, wo die Frauen sich, wenn auch nur ausnahmsweise, in ihren Romanen gleichfalls mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen, auf die Weise, daß man sich rein dem Gefühl und Instinct überläßt, woraus zuweilen eine große Macht der Leidenschaft hervorgeht, wie z. B. bei Georges Sand, sondern mit Zugrundelegung der Reflexion und Analyse. In dieser Beziehung ist grade bei gebildeten und geistreichen Frauen eine Selbsttäuschung schwer zu vermeiden. In dem geselligen Leben empfinden sie sehr leicht eine gewisse Ueberlegenheit über die Männer, mit denen sie verkehren. Ihre Beobachtung der individuellen Verhältnisse, die ihnen nahe liegen, ist viel schärfer und feiner; ihr Urtheil über den Totaleindruck einer menschlichen Natur viel schneller, elastischer und sicherer, und sie haben eine große Gewandtheit darin, allgemeine Betrachtungen augenblicklich auf einen bestimmten einzelnen Fall anzuwenden. Solange daher eine Frau unbekümmert ihrem Instinct und ihrem Gefühl folgt, ist ihr Urtheil auch für uns über die Angelegenheiten, in denen sie wirklich zu Hause ist, viel gewichtiger, als das Urtheil von Männern, denn die Männer werden von

frühesten Jugend auf an Abstraction und Analyse gewöhnt, ihre Studien, ihre Beschäftigungen, ja selbst die Interessen ihres Ehrgeizes und die Gebote ihrer Pflicht beziehen sich immer auf allgemeine Regeln und auf Zergliederungen. So widerfährt es ihnen in der Regel, daß die Stimme ihres Instincts, oder wenn man will, ihr unmittelbares Urtheil, in den Hintergrund tritt, und daß sie es erst mit einer gewissen Anstrengung wieder hervorrufen müssen. Darum hat ein tüchtiger, fester, harmonisch gebildeter und in sich selbst klarer Frauencharakter in der Regel vollkommen recht, wenn er in Fragen, die allgemein menschlicher Natur sind, und die sich auf individuelle, nahe liegende Verhältnisse beziehen, ruhig seinem Instinct folgt und sich durch kein Raisonnement beirren läßt, weil im Raisonnement ein Rechnungsfehler sein kann, während das Gefühl, wenn man ihm nur einen freien und natürlichen Ausdruck gestattet, nie irrt.

Ganz anders aber wird das Verhältniß, wenn sich die Frauen auf Reflexionen, auf Raisonnements, auf allgemeine Regeln und auf Analyse einlassen. Auch hier gelingt es ihnen häufig, die Männer zum Schweigen zu bringen. Der Grund davon liegt aber, abgesehen von der Höflichkeit, die man Frauen gegenüber doch selten ganz aus den Augen läßt, in der Regel darin, daß es absolut unmöglich ist, ihrem Gedankengang zu folgen. Die Logik der Frauen ist eine ganz andere, als die der Männer. Der Mann wird von der frühesten Jugend an Folgerichtigkeit und Gewissenhaftigkeit im Denken gewöhnt, und es gehört schon ein ziemlicher Grad von natürlicher Geisteschwäche dazu, wenn diese Erziehung ganz ohne Wirkung bleiben soll. Die Frau dagegen wird, wie es auch ihrer Natur ganz angemessen ist, mehr durch Beispiele, als durch Regeln gebildet, und die Form ihres Schließens ist daher im besten Falle die Induction, in der Regel aber die Ideenassociation. Sie sind von einer wunderbaren, unerschöpflichen Schlagfertigkeit in der Herbeiziehung von Vergleichen und Combinationen, und wenn man sich im Gespräch erst jedesmal überlegen will, inwiefern der Vergleich paßt und inwiefern nicht, gibt man seine Sache schon verloren, denn ehe man noch damit fertig ist, das Unpassende eines Vergleichs gründlich nachzuweisen, ist schon ein anderer bei der Hand, der häufig nicht im geringsten Zusammenhang mit jenem steht, und wenn man dasselbe Experiment mehrmals hintereinander wiederholen wollte, so würde man Langeweile erregen und ganz und gar verloren sein. Die Romane der Gräfin Hahn sind übergelb von solchen Beispielen weiblichen Raisonnements. Andre Frauen sind darin freilich nicht so übermüthig, selbstgefällig und impertinent, im Grunde ist aber die Verschiedenheit nicht groß. Darum ist es auch ganz vergeblich, eine Frau durch Raisonnement überführen zu wollen, weil ihr Raisonnement nur eine scheinbare Waffe ist, während sie eigentlich immer durch ihr Gefühl bestimmt wird. Nur durch Einwirkung auf ihr Gefühl oder ihre Phantasie kann man über sie Herr werden.

Es liegt nun nahe, daß die Frauen, wenn sie schriftstellerisches Talent haben,

diese scheinbare Ueberlegenheit des Urtheils auch in ihren Werken anzuwenden suchen. Die deutschen Frauen lassen sich in ihren Romanen über höhere Politik, Theologie, Philosophie, über Feldzugspläne und über die Homöopathie, über Dreieinigkeits und über die französische Revolution mit einer Unbefangtheit vernehmen, die Erstaunen erregt. Nicht allein, daß ihnen in der Regel alle Elemente fehlen, die zur Bildung eines richtigen Urtheils in solchen allgemeinen Fragen nöthig sind, und daß ihre Urtheile fast lediglich auf Reminiscenzen herankommen, sie haben auch nicht die Fähigkeit, von individuellen Verhältnissen zu abstrahiren und sich Regeln und Grundsätze zu bilden. Man kann daher überall ohne weiteres annehmen, daß ihren Sympathien für politische und religiöse Parteien individuelle Beziehungen zu Grunde liegen. In Deutschland ist diese Art und Weise des Urtheils um so unangenehmer, da unsre öffentlichen Verhältnisse gar keine bestimmte Physiognomie haben, und da ein sehr ernstes Nachdenken und eine große Abstractionskraft dazu gehört, sich einigermaßen zu orientiren. Daß unsre Zustände in großer Verwirrung sind, und daß diese Verwirrung sich auch im Gemüth der Einzelnen geltend macht, sieht wol jeder sehr leicht, und es ist vielleicht grade darin die Neigung unsrer schriftstellerischen Damen für Darstellung politischer Verhältnisse zu suchen, denn die vorausgesetzte Verwirrung im allgemeinen gibt ihnen jedermann zu, und was sie nun im einzelnen daraus machen wollen, das scheint Sache des Geschmacks und der Laune zu sein. Machen es doch unsre gefeierten männlichen Romanschreiber nicht besser. Sie schildern auch lanter gebrochene Charaktere, d. h. Charaktere, die keine Charaktere sind, die jeden Augenblick etwas Anderes empfinden, etwas Anderes denken, etwas Anderes wollen, die kein Gewissen und keinen Stolz haben. Wenn eine Frau sich geistig emancipirt, d. h. wenn sie Instinct und Gewissen verleugnet, und sich lediglich durch Reflexion und Analyse bestimmen läßt, so geht sie in der Regel noch viel weiter, als ein Mann. Wir erinnern uns an die Recension eines englischen Kritikers im Athenäum über einen deutschen Roman. Der Recensent tadelte den Herrn N. N., den Verfasser desselben, wegen seiner Unsittlichkeit, und setzte hinzu, er hätte nicht geglaubt, daß ein Deutscher so schmutzig sein könne. Was hätte er erst gesagt, wenn er gewußt hätte, daß Herr N. N. eine Frau war! Leider ist grade von den Frauen in Deutschland vieles geschrieben worden, was wir nur mit einem sittlichen und ästhetischen Widerwillen betrachten können.

Wenn daher Fanny Lewald in der Reihe unsrer Schriftstellerinnen eine sehr geachtete Stellung einnimmt, so liegt der Grund nicht blos in ihrem ungewöhnlichen Verstand und ihrer ungewöhnlichen Beobachtungsgabe, sondern vor allen Dingen in ihrer redlichen Empfindung und in ihrem guten Gewissen. Sie hat der Zeit auch ihren Tribut abgetragen, sie hat über allgemeine Politik und Religion sehr viel reflectirt. Selbst wenn es einer Frau gelingen sollte, was gar nicht denkbar ist, sich über eine politische Frage so genau zu

unterrichten, daß kein wesentliches Moment des Urtheils fehlt, so wird ihr Urtheil doch immer unreifer sein, als das eines Mannes von gleicher Bildung, weil man nur über das treffend und scharf urtheilt, wobei man selber unmittelbar thätig sein kann. Man muß inmitten einer Sache stehen, wenn man sie richtig sehen will; die Frauen stehen aber ohne Ausnahme in politischen Fragen draußen, und es kann auch nicht wohl anders sein. Darum finden wir bei Fanny Lewald, wenn sie sich auf Politik einläßt, sehr viel Halbwahres und Mißverstandenes; aber weil sie immer die Integrität ihres Gefühls gewahrt hat, gelingt es ihr stets, ihr Urtheil zu corrigiren, und die weitere Entwicklung ihrer Schriften zeigt immer eine wachsende Reife des Urtheils. Ihr neuester Roman, der uns vorliegt, geht auch in dieser Beziehung weit über die „Jenny“ und „Clementine“, und namentlich weit über die „Erinnerungen aus dem Jahre 1848“ hinaus. Es ist eine interessant angelegte Begebenheit, die zwar durch die allgemeinen Verwickelungen der Zeit von der Julirevolution bis zu der Februarrevolution bedingt, aber doch nicht ganz von ihr absorbiert wird.

Zwei Fehler machen sich augenblicklich bemerklich. Der eine kommt bei unsern literarischen Epigonen sehr häufig vor; er besteht darin, daß man wirkliche Begebenheiten und Charaktere copirt. Nun ist es zwar für jeden Dichter, namentlich für den Dramatiker und Novellisten, nothwendig, daß er viel sieht und scharf beobachtet, aber er darf seine Beobachtungen nur als elementare Stoffe benützen, denen er durch seine Idealisierung eine ganz neue Form und Gestalt geben muß. Sobald er lediglich copirt, wird er unwahr. Das klingt seltsam, aber jede aufmerksame Beobachtung wird die Richtigkeit dieses Ausspruchs bewähren. Ein wahrer poetischer Charakter muß aus einem Guffe sein, alle seine Äußerungen und Thätigkeiten müssen aus der nämlichen Quelle hervorgehen. Sobald man nun Züge aus dem wirklichen Leben einmischt, die doch nicht ganz den Bedingungen dieser poetischen Schöpfung entsprechen, so tritt dadurch ein widerstrebendes Element ein, das sich dem Organismus der Gestalt nicht fügt. Wir machen die Dichterin auf einen ihrer Charaktere aufmerksam, auf den Doctor. Hier hat ihr offenbar eine wirkliche, auch uns wohlbekannte Gestalt vorgeschwebt; sie möge sich nun dieses Urbild vergegenwärtigen und sich fragen, ob die Heirath mit Cornelia zu seinem Charakter stimmt. Umgekehrt sagen wir nun, daß die Heirath mit Cornelia einmal vorausgesetzt, die frühern Charakterzüge unwahr und unpassend sind. Jede Modellmalerei stört die Idealität des Gemäldes. — Ein zweiter Uebelstand ist die zu große Ausdehnung des Romans in Beziehung auf die Zeit. Es ist allerdings erlaubt, und auch Walter Scott, das ewige Vorbild für die Romandichtung, hat es mehrfach gethan, dem Umfang der Zeit, in der der Roman spielt, eine ziemliche Ausdehnung zu geben. Aber nur unter einer Bedingung: die für die Entwicklung des Hauptcharacters kritischen Perioden müssen ausführlich dargestellt werden, und nur die Zeiten dürfen in den Hinter-

grund zurücktreten, die in dieser Beziehung ohne Einfluß sind. Nur in seinen schlechteren Romanen, z. B. in *Peveril*, thut W. Scott darin mitunter einen Fehlgrieff. In dem Roman der Fanny Lewald finden wir für den Unterschied der Zeiten, die wirklich geschildert werden, und der Zeiten, über die wir flüchtig hinweggeilen, gar kein Gesetz. Ein eigentlicher Hauptcharakter ist zwar nicht vorhanden, denn Friedrich, der scheinbare Held, ist die schlechteste Figur im ganzen Buch, eine Entwicklung seines Charakters findet nicht statt, da er ohne alle Bestimmtheit, ohne inneres Gesetz ist. Allein mit großer Vorliebe ist ein zweiter Charakter, Cornelia, geschildert. Eine Krisis ihres Lebens, die Erschütterung, durch die sie vom Pietismus zurückgeführt wird, ist ganz vortrefflich und mit wirklich poetischer Begabung ausgemalt, wie denn auch ihr Gegensatz, der Herr von Plessen, zu den besten Figuren des Romans gehört; aber nachdem diese Krisis vorüber ist, bleibt uns ihr Uebergang in ein anderes Leben vollkommen unklar, und sie verliert sich ebenso in einen blaffen Gedankenschemen, wie der Doctor, mit dem sie sich verheirathet. Hier mußte die Schilderung grade sehr ausführlich und detaillirt sein, denn die innere Reinigung und Läuterung einer bedeutenden Seele aus schweren Verirrungen wollen wir uns nicht blos ganz im allgemeinen erzählen lassen, wir wollen sie vor Augen sehen. Die Dichterinnen lieben es überhaupt, ihres Gleichen zu schildern, und es wäre eine sehr interessante Aufgabe, wenn sie uns einmal die kleinen endlichen Bedingungen dieses Lebens mit Wärme und Gewissenhaftigkeit schildern wollten; aber sie fassen in der Regel nur die ideale, d. h. unwirkliche Seite auf: entweder lassen sie Ilda Schönholm vor den Augen ihres Anbeters, der vor ihren fabelhaft kleinen Füßchen auf den Knien liegt, auf einem rothen Shawl und in transparenter Abendbeleuchtung gen Himmel fahren, oder sie geben uns nur ihre Meinungen, Ansichten und literarischen Principien und dergleichen, die wir ebenso gut aus ihren Büchern uns abstrahiren könnten. In dem wirklichen Leben einer Schriftstellerin liegen viel interessantere Momente, viel Sorge, Kummer und Noth, viel Kränkungen und zerstörte Illusionen, aber auch viel stille Freude und heimliches Glück. Und das alles deutlich vor die Seele zu führen, würde eine sehr dankenswerthe Aufgabe sein, und es würde auch in diesem speciellen Fall für den interessant angelegten Charakter ein passender Abschluß gewesen sein. Es mußte uns gezeigt werden, wie Cornelia mit der Feder ihr täglich Brot verdient und dadurch aus ihren Visionen herausgerissen wird; sonst bleibt sie doch nur gnädige Frau, was sie früher war, und ihre geistige Entwicklung fällt dem Zufall anheim.

Der vortrefflichste Theil des Romans ist die Schilderung der aristokratischen Familie. Sie ist in allen ihren Theilen richtig, menschlich wahr und sogar mit einer gewissen Wärme durchgeführt, obgleich die Principien der Familie mit denen der Dichterin im schroffsten Widerspruch stehen, wenigstens scheinbar, denn eigentlich glauben wir wol nicht zu irren, wenn wir in ihrer Seele mehr aristokratische

als demokratische Sympathien finden. Der Versuch, im Gegensatz gegen diese aristokratische Familie eine Handwerkerfamilie auszuführen, führt im Anfang zu sehr schönen Darstellungen. Der gemischte Charakter des alten Brand, der Gefühlsconflict seinem studirten Sohn gegenüber, ist ganz musterhaft auseinandergesetzt; aber diese Verhältnisse werden vorzeitig in den Hintergrund gedrängt und uninteressante politische und lichtfreundliche Conflicte an deren Stelle geschoben. Die Schwäche Friedrichs haben wir schon erwähnt. Das Abbrechen seiner sittlichen Pflichten durch die Reise nach Italien finden wir sehr leichtfertig; ebenso die plötzliche Umwandlung in der äußern Lage Regimens. Regine würde uns viel klarer sein, und aufrichtig gesagt, auch viel interessanter, wenn sie wirkliche Grissette wäre, was übrigens Lebhaftigkeit und auch eine gewisse Tiefe des Gefühls gar nicht ausschließt. So würden wir eine durchgehende Parallele durch das Buch aufstellen können, in der die Entwicklung der aristokratischen Charaktere fast überall den Preis über die Zeichnungen der Naturen aus dem Volk gewinnen würde. Der Abschluß des Buchs kann uns nicht befriedigen. Das Jahr 1848 soll all den verschiedenen Personen, für die wir uns bisher interessiert hatten, die aber in eine falsche Stellung zum Leben getreten waren, eine richtige Situation verschaffen. Nun wissen wir aber, daß das Jahr 1848 kein Abschluß war, und daß also die Verwirrung sich nach dem Ende des Buchs eigentlich nur noch gesteigert haben kann. Dieser Umstand würde schon genügen, den Romanschriftsteller vor einem zu engen Anschluß an die Zeitereignisse zu warnen.

Was aber auch die Fehler des Buchs sein mögen, es spricht sich ein gesunder Verstand und ein natürliches Gefühl darin aus, und wir folgen den einzelnen Wendungen des Gedankens mit Theilnahme. Die meisten der modernen Zeitromane beschäftigen sich mit einem ähnlichen Gegenstand, aber in keinem von ihnen werden wir so gemüthlich angesprochen und so wenig in unsern bessern Gefühlen verletzt, als in den „Wandlungen“. —

Erzählungen von Emma Riendorf. Stuttgart, Macken. —

Die Anschaulichkeit in diesen Novellen ist nicht groß. Wir bleiben sehr häufig über die Motive, welche die Charaktere in ihrem Handeln bestimmen, im Unklaren, und wir vermiffen die sichere und feste Hand, die uns als Führer dienen könnte; aber es breitet sich ein zarter phantastischer Duft, eine wirklich poetische Atmosphäre über das Ganze, und wir werden von der Stimmung und Färbung angesprochen, auch wo uns die Handlung und Charakteristik nicht befriedigt. —

Die weite, weite Welt. Von Elisabeth Wetherell. Deutsch von Biethen. Leipzig, Kollmann, 6 Bde.

Dieser Roman bildet Bd. 43 bis 48 der „Amerikanischen Bibliothek“, die außerdem noch folgende Novellen enthält: „Shannondale“. Von Nevitt South-

worth, 4 Bde.; — „Wilde Scenen und Abenteuer aus dem Westen von Amerika“. Von J. B. Jones, 2 Bde.; — „Leben hier und dort“. Von N. P. Willis, 1 Bd.; — „Leute die ich gekannt“. Von N. P. Willis, 1 Bd.; — „Dunkel Tom“. Von G. B. Stowe, 4 Bde.; — „Nachtwachen in einem Blockhause“. Von Watson, 2 Bde.; — „Blithedale“. Von N. Hawthorne, 2 Bde.; — „Der weiße Sklave“. Eine Erzählung aus Virginien. Von N. Hildreth, 3 Bde.; — „Nordamerikanisches Volksleben“. Von R. G. Richter, 3 Bde.; — „Die einsame Taube“. Erzählung aus dem Amerikanischen Freiheitskriege. Von einer Dame, 3 Bde.; — „Katherine Walton oder der Rebelle von Dorchester“. Von J. N. Simms, 4 Bde.; — „Agaton der Geächtete oder wildes Leben in Texas“. Von C. W. Webber, 2 Bde.; — „Die Schwiegermutter oder die Strahleninsel“. Von Nevitt Southworth, 4 Bde.; — „Geschichten von der Südgrenze“. Von C. W. Webber, 1 Bd.; — Ausgewählte Werke von Edgar Poe, 2 Bde.; — „Wilfried Montessor oder die Sieben“. Ein Roman aus dem N. Yorker Leben. — Die vorliegende Novelle behandelt die Geschichte eines Kindes, welches früh seine Mutter durch den Tod, seinen Vater durch eine Abreise nach Europa verliert, und das nun in die weite, weite Welt verstoßen wird, zu Verwandten, die nur ein halbes Interesse daran nehmen, oder die wenigstens zu harte und strenge Naturen sind, um die Mutterliebe zu ersetzen. Dennoch findet es seiner gutgearteten Natur wegen überall befreundete Gemüther, die ihm über alle Schwierigkeiten des Lebens hinweghelfen und zu seiner Bildung und Läuterung beitragen, bis es endlich in das Alter kommt, wo es für sich selbst einstehen kann. Die Erzählung ist sehr lose aneinander gefädelt und hat meistens den Charakter des Episodischen. Man verliert häufig die Personen, die im Anfang einen breiten Raum in der Geschichte einnehmen, ganz aus den Augen, und bei vielen Einzelheiten würde es schwer zu sagen sein, wie sie eigentlich in den Zusammenhang des Ganzen gehören. Aber es entfaltet sich in diesen Geschichten ein großer Reichthum des Gemüths, und die allmälige Entwicklung des jugendlichen Herzens mit seinen kleinen Sorgen, Beängstigungen, Hoffnungen und Ausgelassenheiten ist vortrefflich dargestellt. Die Verfasserin ist eine leidenschaftliche amerikanische Patriotin und entschieden republikanisch gesinnt; auf der andern Seite aber gehört sie dem biblischen Christenthum an, und religiöse Empfindungen und Ermahnungen füllen den größern Theil des Buches aus. Wir haben uns schon mehrfach darüber ausgesprochen, daß uns dieser kirchliche Standpunkt, so wenig wir ihn theilen, in Darstellungen aus dem wirklichen Leben nicht unangenehm berührt, wenn er nur der Seele einen sichern, festen Halt gewährt und sie weder zu pietistischen noch zu pharisäischen Verirrungen verleitet. Von den ersten ist hier durchaus nicht die Rede. Die Religiosität der Verfasserin ist kräftig, lebensvoll und gesund; sie verfällt nie ins Weinerliche und süßlich Verschwimmende; dagegen sind einige Spuren von

pharisäischem Hochmuth nicht zu verkennen, obgleich sie nur selten vorkommen. Die kleine Heldin der Erzählung empfindet von Zeit zu Zeit die Bekämpfung ihres Stolzes und die Selbstdemüthigung als eine Pflicht, und dagegen ist nichts einzuwenden; aber sie ist zuweilen über die Erfüllung dieser Pflicht so stolz und selbstzufrieden, daß sie auf einem Umwege in den alten Fehler wieder zurückverfällt. Etwas weniger Casuistik im System der Pflichten und etwas mehr Hingebung an die Natur würde ihrem Gemüth nicht zum Schaden gereicht haben. —

Scènes de la Bohème, par Henri Murger. 1850. —

Dieses Buch ist es gewesen, welches dem jungen Dichter, der jetzt zu den beliebtesten Pariser Feuilletonisten gehört, zuerst ein großes Ansehen verschafft hat. Es schildert das Zigeunerleben der Literaten und Künstler, die reicher an kühnen Aussichten und Erwartungen, als an wirklichem Talent sind. Die einzelnen Scenen gehen bunt und willkürlich durcheinander, ungefähr wie in den Pickwickiern, nur daß hier trotz aller Munterkeit und Ausgelassenheit der Erzählung doch im ganzen eine sehr düstere Lebensanschauung waltet. Auffallend ist die Verwandtschaft mit den „Drei Musketieren“ von Alex. Dumas. Die Charaktere der vier Helden und ihr Verhältniß zueinander, ihr Umgang mit den Weibern und ihre ganze Lebensanschauung erinnert auf das lebhafteste an Artagnan und seine drei Freunde. Es ist das keine Copie, sondern nur eine Zurückführung des idealisirten Portraits auf die Natur, die ihm als Modell gedient hat, denn jene Musketiere lebten nur scheinbar im 17. Jahrhundert und ihre ganze Waffenrüstung war nur eine Maske; eigentlich waren sie aus Reminiscenzen des journalistischen Zigeunerlebens zusammengewebt. —

Anton Gregor. Eine Erzählung von Th. König (Verfasser der „Reisebilder aus Ost und West“ und des „modernen Jesuitismus“). 2 Bde. Leipzig, Schulze. —

Die Intentionen des Verfassers sind durchaus zu loben. Er gibt sich Mühe, den freien Bauernstand zu verherrlichen und auf den wohlthätigen Einfluß aufmerksam zu machen, welchen die Bildung auf ihn ausüben kann. Wir haben die leichte, lebhafte Schreibart des Verfassers und die bunten Farben, mit denen er sehr geschickt umzugehen weiß, bereits in seinen frühern Schriften anerkannt; sie machen sich auch hier wieder geltend. Einzelne Scenen sind mit einer großen Lebhaftigkeit und Naturtreue dargestellt; im allgemeinen thut aber doch der Mangel an stylistischer Correctheit und harmonischer Bildung diesen Vorzügen großen Abbruch.

Schulzenhannchen oder das Freien auf dem Lande. Eine das ganze Ehe- und Familienleben des Landmanns beleuchtende Volksschrift, nach der Wirklichkeit gezeichnet von Gotth. Mor. Rocke. — Leipzig, Reclam. —

Der Verfasser hat sich Jeremias Gotthelf zum Vorbild genommen, und er ist von allen Nachahmern dieses Dichters, die uns vorgekommen sind, einer

der geschicktesten. Er ist auch nicht ganz ohne eigene Eigenthümlichkeit; seine Empfindung ist wahr und im ganzen tüchtig; wir möchten aber doch wünschen, daß man neben den großen Vorzügen Gotthelfs, auf die wir selber immer sehr gern aufmerksam gemacht haben, nicht auch seine Fehler nachahmen wollte. Sein lebensvoller Humor, seine frischen Farben, die feste Hand in seiner Zeichnung, seine kräftige, wenn auch etwas derbe Plastik, das alles sind höchst positive Eigenschaften, die wol ein Talent zweiten Ranges zur Nachahmung anlocken können; aber die Breite in seinen Erzählungen und die vollständige Formlosigkeit in seinem Stil wie in seiner Composition sollte man ihm nicht nachmachen, denn es sind offenbare Fehler, die der Verbreitung seiner Schriften großen Abbruch thun. Wenn man auch mit seinen Erfindungen einen erbaulichen Zweck verbindet, so kann man diesen doch nur dadurch erreichen, daß man zunächst das Gesetz der Romandichtung im Auge behält, d. h. daß man den Leser spannt, unterhält und fesselt. —

Aus dem Leben eines Handwerkers. Von Emile Souvestre. Deutsch von B. G. Sillig. — Leipzig, Costenoble. —

Die Schriften von Souvestre, die gegenwärtig in Frankreich einen so großen Anklang finden, sind ein sicheres Zeichen dafür, daß die Richtung auf volksthümliche Poesie, wie sie uns in Deutschland entgegentritt, keine zufällige ist. Indem die Franzosen sich auf dieses Genre geworfen haben, das wir als die nothwendige Reaction gegen die Zerfahrenheit, Unstetigkeit und Blasirtheit unserer gewöhnlichen Romandichtung auffassen müssen, kommt ihnen dabei ihr Talent zur Erzählung sehr zu statten, in dem sie uns noch immer bei weitem übertreffen. Die vorliegende Geschichte ist sehr hübsch erzählt, ganz aus dem Leben gegriffen und dabei von einem sittlichen Ernst, der uns wohlthut. Die Franzosen haben sich durch den Einfluß ihrer liederlichen und ihrer haarsträubenden Romane schwer an der europäischen Literatur versündigt; es wäre sehr zweckmäßig, daß sie auch zur Heilung dieses Uebels ihrerseits etwas beitrügen. —

Der Patricierspiegel. Historische Novelle aus der neuesten Zeit. Von Jeremias Gotthelf jr. — Basel, Schabelitz. —

Der Verfasser ist zu tadeln, daß er sich auf dem Titel an einen Namen anlehnt, der ihm in keiner Weise zukommt. Er hat mit Jeremias Gotthelf nicht die geringste Aehnlichkeit; er ist ihm vielmehr in politischen und religiösen Ansichten, ja auch in der ganzen Weise seiner Darstellung durchaus entgegengesetzt. Es ist im übrigen ganz zweckmäßig, daß auch einmal die demokratische Partei in der Schweiz einen belletristischen Vorsechter finde, dem es an anschaulicher Beredsamkeit gar nicht fehlt. —

Illustriertes Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise. Herausgegeben vom österreichischen Lloyd. —

In der periodischen Unterhaltungslectüre, die uns aus der neuesten Zeit bekannt ist, nimmt diese Zeitschrift unstreitig den ersten Rang ein. Sie hat es verstanden, sehr tüchtige Mitarbeiter zu gewinnen, und jedes ihrer Hefte enthält wenigstens einiges Interessante. Die Stahlstiche, von denen sie in jedem Hefte drei mittheilt, sind zweckmäßig gewählt und gut ausgeführt; die kleinen Gedichte, Unterhaltungen aus dem Gebiet der Natur, Schilderungen aus der Heimat und Fremde und dergleichen so verständig, wie es bei einem sehr großen und sehr gemischten Publicum nur angeht. An Novellen brachten die drei letzten Hefte: Ein reiner Demant, von Bernd v. Guseck; das Gärtlein im Stadtgraben, von Meyer Merian; Sagen aus Kärnthen, von Ida v. Düringsfeld; und die Blinden, von Paul Heyse. Im allgemeinen herrscht in diesen Heften, obgleich sie vorzugsweise auf Oestreich berechnet sind, die norddeutsche Literatur vor. —

Albrecht Solm, eine Geschichte aus der Reformationszeit. Von Friedrich von Nechtrig. 3. Abth., 2. Bd. — Berlin, M. Duncker. —

Mit dieser Abtheilung ist das ganze Werk, nachdem es zu einem so bedeutenden Umfang angeschwollen ist, geschlossen. Als Resumé unseres Urtheils können wir im wesentlichen nur auf das zurückkommen, was wir bereits zu Anfang seines Erscheinens angedeutet haben. Es geht von den vortrefflichsten historischen Studien, von einer vielseitigen und gründlichen Bildung aus; es bestrebt sich auf das gewissenhafteste, ein getreues Bild von Sitten und Gewohnheiten der Zeit zu geben; es entwickelt eine würdige patriotische und religiöse Gesinnung. Aber es fehlt ihm jene unmittelbare Lebendigkeit, die eine Gabe der Natur sein muß, die sich auch die gediegenste Bildung nicht anzueignen vermag, und darum wird es im ganzen wirkungslos vorübergehen. Wenn wir uns in geschichtliche Studien vertiefen wollen, so nehmen wir irgend ein Geschichtswerk zur Hand. Für den Roman ist die erste Aufgabe, uns zu amüßren; wenn es ihm dann nebenbei gelingt, auch noch unsere Bildung und Gesinnung zu fördern und zu läutern, so wird das seine Berechtigung in der Literatur und seine dauernde Bedeutung erhöhen; aber ohne das erste fehlt ihm jede Handhabe der Wirksamkeit. Nur durch die Vermittelung der Phantasie kann sich die Dichtung dem Verstand und dem Gemüth vernehmlich machen. —

L. Tieck's gesammelte Novellen. Vollständige Ausgabe in 12 Bd. 6. Bd. Berlin, G. Reimer. —

Der 6. Bd., mit dem also die Sammlung bis zur Hälfte gekommen ist, enthält die Novellen: „der Gelehrte“ 1827, „die Ahnenprobe“ 1833, und „der wiederkehrende griechische Kaiser“ 1831. Die beiden ersten Novellen gehören

zu den besten, die Tieck geschrieben hat; sie eröffnen uns einen heitern Blick in das Leben und geben uns ein verständiges und geprüftes Urtheil. In der historischen Darstellung dagegen ist Tieck schwach, seine Gestalten verlieren sich zu sehr in Schattenbilder und Abstractionen, und das ist auch mit dem griechischen Kaiser der Fall. Im übrigen verweisen wir auf unsere allgemeine Kritik bei dem Erscheinen der ersten Bände und auf die Notizen bei Gelegenheit der Urania. Nach Abschluß der ganzen Sammlung bringen wir noch einmal eine Gesamtdarstellung von der allmätigen Entwicklung Tiecks als Novellisten. —

H. C. Andersen sämtliche Werke. Vom Verfasser besorgte Ausgabe. Leipzig, Vorf. — 1. Band: Gesammelte Märchen und Historien. — Bilderbuch ohne Bilder. — 2. Band: Der Improvisator.

In der Regel finden Dichter, deren Virtuosität mehr ins Kleine geht, bei einer fremden Nation schwer Eingang, weil in ihrem Detail eine Menge von Beziehungen vorkommen müssen, die dem Fremden nicht verständlich sind. Andersen aber hat in Deutschland soviel Wohlwollen gefunden, daß er hier fast ebenso zu Hause erscheint, wie in seinem Vaterlande Dänemark. Der Grund liegt vorzüglich in der Weise seines Schaffens, welches gerade zur rechten Zeit für Deutschland kam, um der in stofflosen Idealismus versunkenen Poesie zu zeigen, daß man auch Freude an den Gegenständen haben könne. Den meisten Anklang haben mit Recht seine Märchen gefunden, ihrer humoristischen, phantastischen Färbung wegen. Nur sehr selten wird der Dichter sentimental. Die Einfälle sind überall ebenso zierlich, als überraschend. Die Kaiser, Könige, Tischler, Schneider, Tannenbäume, Rosen, Nachtigallen, Elfen und dergleichen, unter denen wir uns in seinen Märchen bewegen, haben ebensowenig von dem bitteren Ernst des wirklichen Lebens, als von dem farblosen Idealismus unsrer aus Modejournalen copirten Märchenfiguren. Allerliebste ist es, wie der Dichter mit dem Pantheismus einer gemüthvollen Kinderseele die ganze Welt humanisirt, von der Sonne und ihren Planeten bis herab zu einem Pantoffel und einer schmutzigen Gaslaterne. Es ist nicht die bequeme Methode, einem beliebigen, belebten oder unbelebten Gegenstand Worte in den Mund zu legen und wohl oder übel einen Dialog zwischen vernunftlosen Wesen hervorzuspinnen, wir werden ernstlich in die Seele der Fische, Stühle, Violinen, Elfen, Kobolde versetzt; wir fühlen des Dichters psychologischen Blick bis in die alte, abgebrochene Stopfnadel hinein, die durch einen Lackaufguß in den Rang einer Brustnadel erhoben ist; wir fühlen lebhaft, wenn dieser Kater, dieser Contrebaß, dieses Immergrün Gedanken hätte, so müßten sie so und nicht anders denken. Selbst dem alten Peter Schlemihl und seinem verloren gegangenen Schatten weiß Andersen eine neue humoristische Seite abzugewinnen. Andersen ist eine echte Dichternatur, welche die verkehrte Welt, gegen die Tieck und die Romantiker nur reflectirte

Pointen aufführen konnten, mit Anmuth und Grazie zu einem harmonischen Bilde umschafft. Ebenso ansprechend ist das sinnige Stillleben der Natur aufgefaßt: der Tannenbaum, der in seiner Kindheit sich darüber ärgert, wenn die Hasen über ihn hinwegspringen, bis er endlich abgehauen wird und nach kurzer, glänzender, aber unbequemer Pracht am Weihnachtsabend, zuerst in die Polsterkammer geworfen wird, wo er ein paar ehrlichen Mäusen Geschichten erzählt und endlich den Tod in den Flammen findet; das Nickerchen, das dem alten Ehepaar die Sagen aus der Nickerlaube in die Ohren flüstert und sich kochen läßt, um als Thee dem Knaben, der den Schnupfen hat, Träume von einer bunten, lustigen Zukunft einzuathmen; die Schneekönigin, die im Fensterfrost die phantastische Herrlichkeit ihres Zauber Schlosses am Nordpol abspiegelt; der Erlenhügel, auf dem die Kobolde aus allen Gegenden und Sagen zusammenkommen, um sich an ihren gegenseitigen Sprüngen zu belustigen. Unter den Thieren liebt der gemüthliche Dichter vor allen die Störche; sie haben etwas Heimisches, sie sind die Schutzgeister eines friedlichen Herdes, und doch bringen sie wunderbare Sagen aus dem südlich schönen Lande ihrer dichterischen Heimat, freundlich grüßend auf jeder neuen Wanderung in das vertraute Strohdach herüber. Ueberall sind wir in einer lieblichen Traumwelt, nicht in jenen hastigen Seelenbewegungen, die aus einem Ueberquessen des heißen Blutes entspringen, sondern in den leichten Morgenträumen, die wie auf einem bunt wechselnden Abendgewölk neckisch an unserm innern Gesicht vorübergleiten, und in denen wir mitunter einen glücklichen Blick in die Natur der Dinge thun, den Abglanz einer wahren Anschauung, die in dem Gewühl des Tageslebens unbeachtet an uns vorüberging. — Die neue elegant und zweckmäßig ausgestattete Ausgabe beweist die fortdauernde Theilnahme des Publicums für diese Märchen und für die übrigen Schriften Andersens.

Nicolaus Lenau's Briefe an einen Freund.

Herausgegeben mit Erinnerungen an den Verstorbenen von Karl Mayer. Stuttgart, Mäcken, 1853.

Vorausichtlich werden in kurzer Zeit noch von verschiedenen Seiten Mittheilungen über das Leben des unglücklichen Dichters erfolgen, der an poetischer Begabung den meisten seiner Mitstrehenden überlegen war. Vorkäufig sind auch schon diese Briefe ein sehr werthvoller, literarhistorischer Beitrag, nicht nur für die Charakteristik des Dichters selbst, sondern auch für das Leben und Treiben der sogenannten schwäbischen Schule. Zwar fällt uns die Redseligkeit und gemüthliche Breite des Verfassers zuweilen lästig, indessen es steht in dem Buch soviel Interessantes, daß man über diesen Umstand schon hinwegsehen kann.